Heft 5. 1909.

Die Evangelischen Missionen

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben v. D. Jul. Richter

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,60 M. (5 Fr.), mit Beiblatt „Saat und Ernte" 3,75 M., frei ins Haus 4,35 M.

v. 15:5
1909:5

XV. Jahrgang. 1909. Mai

LIBRARY

Die Erweckungsbewegung in Korea.

Von **H. Meinhof.**

Durch Korea flutet seit einigen Jahren eine mächtige Erweckungsbewegung. Zehntausende von Koreanern wenden sich dem Christentume zu. Da ist es für die Missionsfreunde von hohem Interesse, über diese erfreuliche Entwicklung auf dem laufenden erhalten zu werden. Obgleich wir in den letzten Jahren wiederholt über Korea berichtet haben (1907 S. 249: Die Bewegung in Syentschöng; 1908, S. 15. 39: Einheimische Missionsärzte in Korea) bringen wir gern noch einmal deshalb von einem geschätzten Freunde einen orientierenden Artikel.

Um das Gegenwärtige zu verstehen, ist zuerst ein Rückblick nötig. Wie war's früher in Korea?

Durch chinesische Quellen kennen wir die Geschichte von Korea bis in das 12. Jahrhundert vor Christus. Aber diese Geschichte ist eine unerfreuliche. Immer ist Korea der Zankapfel gewesen zwischen Japan und China, und als es im 10. Jahrhundert nach Christus Selbständigkeit errang, blieb es doch tributpflichtig. So hatte es zeitweise nach China zu liefern 1000 Stück Goldes, 1000 Stück Silbers, 10 000 Säcke Reis, 1000 Ochsenhörner von den mächtigen Rindern, dem Haupt-Viehreichtum des Landes, 100 Tigerfelle, 100 Hirschfelle, 1400 Biberfelle; zu andren Zeiten an Japan 30 — Menschenhäute! Es ist begreiflich, wenn das gutmütige Völkchen unter diesen Erfahrungen und geängstigt durch chinesische Schauergeschichten über die Westländer zu der Anschauung kam: „wenn unsre Vettern, die Chinesen und Japaner so mit uns umgehen, was würden dann erst andre Völker mit uns tun," und nun auf das strengste und ängstlichste sich von der Außenwelt abschloß.

250 Jahre hindurch (bis 1882) ist ihm das fast völlig gelungen. Die Lage des Landes begünstigte die Abschließung: nach 3 Seiten die See, der Strand durch Felsen und Klippen meist unzugänglich. Nach der 4. Seite ein unwegsames Gebirge. Dort schuf man noch künstlich eine

weite, unbewohnte, wüste Grenzzone bis hin zu dem Grenzwall und der Mauer, die das chinesische Reich abschloß.

So war Korea ganz auf sich selbst angewiesen. Die Einwohner ein größerer, schönerer Menschenschlag als die Japaner, doch wenig kriegstüchtig, scheinbar kräftiger, doch durch Unterernährung wenig widerstandsfähig; gemütvoller als die Chinesen, aber an Schlauheit diesen längst nicht gewachsen; von Hause aus — abgesehen von dem Norden, in dem Räuberhorden und Anarchie oft an der Tagesordnung waren — ein liebenswürdiges, gastliches Völkchen, aber in grenzenlosem Schmutz, in Armut und Stumpfheit erschlafft. Fast sprichwörtlich war es geworden zu reden von den „trägen Koreanern, diesem dekadenten (verkommenen) Geschlecht, dem Volk von Bummlern, der sterbenden Nation."

Ihr Land, etwa halb so groß wie Deutschland, ist wenngleich größtenteils ein Gebirgsland, reich an herrlichen Waldungen, an Kupfer und Kohle, an prachtvollen Rindern, aber auch an Seide, die allerdings der feinsten chinesischen Seide nicht ebenbürtig ist, und auch vielfach geeignet für Ackerbau, vor allem Reisbau. Es hätte seine Bewohner sehr wohl er-

Blick auf Söul, die Hauptstadt Koreas, mit der presbyterianischen Kirche.

nähren können. Und dennoch konnte es geschehen, daß bei der Hungersnot 1871 fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung Hungers starb, daß koreanische Familien ihre Töchter gegen eine Schüssel Reis nach China verkauften!

Das war der Fluch der Absperrung und der Aussaugung des Landes durch erpresserische Beamte, die in noch entsetzlicherer Weise als in China gehaust zu haben scheinen. Niemand konnte ein Interesse daran haben, Hab und Gut zu gewinnen, weil ihm, was er besaß, doch alsbald von irgend einem geldlüsternen Mandarin unter beliebigem Vorwand genommen wurde.

Hatten doch diese Beamten selbst nur durch große Bestechungen und Günstlingswirtschaft ihre Stellung gewinnen können, was Wunder, wenn sie dann im Amt an ihren Untergebenen sich schadlos hielten. Wie in China spitzt sich in Korea alles auf das Examen zu, bei dem ein unerhörter Gedächtnisstoff aus den chinesischen Klassikern verlangt wird. Jährlich 1000 drängen sich zu diesem Examen, wenige von ihnen können überhaupt nur angenommen werden, die übrigen versuchen

es unentwegt zum 2. 3. 10. u. 20. mal. So aber kommt es, daß eine verhältnismäßig große Zahl des Volks des Lesens und Schreibens kundig ist, wobei die chinesische Sprache ganz die Stelle einnimmt, wie in Deutschland im Mittelalter das Lateinische. Die ganze gelehrte Literatur von Korea ist chinesisch geschrieben, während die — äußerst schwer zu erlernende — altkoreanische Sprache noch im ganzen Lande gesprochen wird, wenn auch mit viel chinesischen Worten durchsetzt.

Die Religion der Koreaner ist neben dem aus China eingeführten Buddhismus, der aber so wenig gilt, daß z. B. buddhistische Priester die Hauptstadt des Landes nicht betreten durften, die Lehre des Konfuzius und ein einheimischer Kult der Berggötter und der Ahnen. Riesenhafte Aufwendungen für die Verstorbenen sind mit ein Grund für die Verarmung des

Die ersten eingebornen Pfarrer in Korea.

Volks. In keiner Weise haben die gehäuften religiösen Zeremonien des koreanischen Heidentums einen sittigenden, hebenden Einfluß auf das Volk ausüben können. In seiner angstvollen Stumpfheit fand das Volk bei seinen Göttern keine Hülfe.

Wodurch ist's anders geworden? Schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat die katholische Mission versucht, mit ungeheuren Opfern an Menschenleben in das verschlossene Korea einzudringen. Die blutigsten Verfolgungen haben die Bischöfe, die Missionare, die gewonnenen Christen hinweggerafft. Die Zahl der katholischen Christen in Korea wird zur Zeit auf 64 000, von anderer Seite auf 42 000 eingeschätzt.

Der evangelischen Mission leistete den ersten Pionierdienst der durch seine wunderbar gesegnete Arbeit in der Mandschurei bekannte Missionar Roß. Ihm gelang es, nachdem seit 1882 Handelsverträge zwischen Korea und den westländischen Mächten abgeschlossen und wenigsten 3 Häfen dem auswärtigen Handel geöffnet waren, in Korea einzudringen; ihm verdanken wir das grundlegende Werk über die Geschichte

Koreas, für das er die theologische Doktorwürde erhielt, ihm die Übersetzung des Lukas- und des Johannesevangeliums in die koreanische Sprache. Dann wurde er freilich zu den machtvoll steigenden Aufgaben seiner Arbeit in der Mandschurei zurückgerufen. Aber von andrer Seite kam nun Hülfe.

Es war im Jahr 1884, als eine Gesandtschaft dreier hochgestellter koreanischer Männer von Japan zurückkam und von den großen Umwälzungen erzählte, die in dem Inselreiche vor sich gegangen waren, besonders aber auch von dem Christentum, von dem sie dort Kenntnis bekommen hatten. Ihr Bericht veranlaßte einen Edelmann, Namens Ritschutei, der bei einem Aufstand der Königin hatte das Leben retten dürfen und dadurch in hoher Gunst bei Hofe stand, sich die besondere Gnade zu erbitten, eine Reise nach Japan machen zu dürfen. Dort vom Christentum angefaßt hatte er einen merkwürdigen Traum: Er sah zwei

Bibelklasse für Frauen und Mädchen in Pjöngjang.

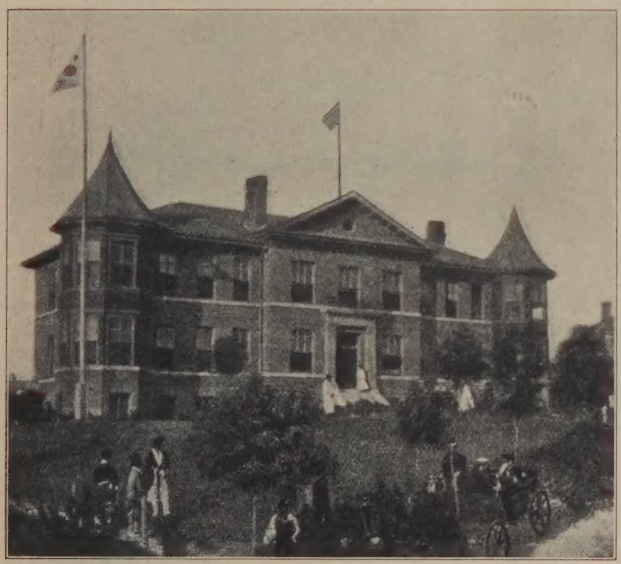
Männer mit einem großen Korb voller Bücher. Als er fragte: „Was sind's für Bücher?" ward ihm die Antwort: „Das wichtigste Buch für Korea: die Bibel!" Das Erlebnis spornte seinen Eifer, und als ein überzeugter und getaufter Christ kehrte er in die Heimat zurück, obwohl 18 Jahre früher sein eigener Onkel wegen seiner Neigung zum Christentum in grausamster Weise getötet worden war.

Die Bekehrung dieses Mannes bot nun die Anknüpfung, daß von Japan aus zuerst die amerikanischen Presbyterianer und nach ihnen die Methodisten evangelische Missionsarbeit in Korea begannen. Ein Arzt Dr. Allen war es, der „mit der Spitze der Lanzette" das Herz Koreas für das Evangelium geöffnet hat. 1886 wurde der erste Koreaner von ihm getauft.

Da kam der große Wendepunkt in der Geschichte Koreas. Um den Besitz von Korea entbrannte 1894 der grimmige Krieg zwischen Japan und China. China wurde jämmerlich niedergeworfen. Bei Pjöngjang, der nördlichen Hauptstadt traf sie der Hauptschlag. Damit waren in den Augen der Koreaner die Götter Chinas als ohnmächtig erwiesen. Man schenkte ihnen kein Vertrauen mehr. Die Abschließung hatte China und Korea ohnmächtig gemacht. Man mußte also wie Japan sich den neuen Lebenskräften erschließen! Im Friedensschluß wurde Japan zunächst durch das Eingreifen der europäischen Mächte um den Ertrag seines Sieges

gebracht; es darf Korea nicht behalten. Korea wurde frei.

Und nun beginnt in dem bisher als schwach, unselbständig und stumpf verschrieenen Volk ein Regen und Leben, das fast beispiellos ist. Zwar auf dem staatlichen Gebiet ist der Freiheitstraum bald ausgeträumt. Nachdem Japan im letzten Kriege den Riesen Rußland niedergeworfen hat, läßt es sich seine Beute nicht mehr nehmen. Korea wird 1905 von Japan annektiert, und das gelbe Volk hat in der



Missionskrankenhaus in Söul.

Behandlung des unterworfenen Landes leider bewiesen, daß es keineswegs die zivilisierte Nation ist, für die es gehalten werden möchte. Harte Bedrückung, willkürliche Entrechtung, erzwungene Fronarbeit um $^1/_4$ des ortsüblichen Tagelohns, Raub des Landes, das an massenhaft eingewanderte Japaner vergeben wird, Einführung des Morphiums — so daß im Krankenhaus in einem Monat 40 Morphiumkranke Heilung suchten —, das sind die Segnungen japanischer „Kultur" in Korea. In den wenigen von Japanern gegründeten Schulen wird japanisch unterrichtet. Die gewaltsame Verschlingung eines Volks durch ein anderes — ein Vorgang, wie er leider in der Weltgeschichte nicht so ganz selten ist — geht dort vor sich.

Aber wie steht's mit den Koreanern in dieser neuen, erst so hoffnungsvollen, nun doppelt bedrängten Lage. Man kann sagen, das koreanische Volk von früher hätte sich gutmütig, schwach, stumpf verschlingen, ausrotten lassen. Das Korea von heute zeigt ein ganz anderes Gesicht.

Es ist in 20 Jahren ein anderes geworden durch das Evangelium! Vor 20 Jahren zählten die Amerikaner in Korea 7 evangelische Christen, heute 130 000! Jene nördliche Hauptstadt Pjöngjang ist der Mittelpunkt der christlichen Bewegung. In dieser Stadt mit 60 000 Einwohnern wurde 1900 eine Kirche gebaut mit 1200 Sitzplätzen. Trotz Bibelstunden und Sonntagsschulen reichte sie bald für die Besucher nicht aus, eine zweite mit 750, eine dritte mit 450, eine vierte mit 800 Plätzen sind gebaut und überfüllt, eine fünfte ist im Bau; und man muß getrennte Gottesdienste für Männer und Frauen halten, um die Menge der Besucher beherbergen zu können. 13 000 Seelen zählt die Gemeinde in der Stadt. Ähnlich steht's in Sjentschöng. Die hübsche Kirche im koreanischen Stil mit 1500 Sitzplätzen ist mit 12 000 M. von der Gemeinde in 2 Jahren bezahlt. — Dort zählte die Gemeinde 1897 60 Glieder, jetzt volle 15 000. Weniger stark ist die Bewegung in den südlichen Bezirken und in der südlichen Hauptstadt Söul.

Es versteht sich, daß solche riesenhafte Ausbreitung nicht durch die kleine Zahl der Missionare erreicht werden konnte. Die Missionary Review erzählt, wie es zugeht: „Ein Kolporteur ist mit seinem Bücherpack durch eine Landschaft gezogen und hat verkauft, erklärt, gelehrt; ein Landmann hat in einem Marktflecken eine Predigt gehört oder einen Traktat geschenkt erhalten; ein Kranker bringt aus dem Missionskrankenhaus „Medizin für die kranke Seele" heim, ein christlicher Hau-

sierer hat neben andern Waren einige christliche Schriften feil und verbringt die Abende damit, daß er sie den Bauern vorliest und erklärt. Christen gehen aus eigenem Antrieb in ein noch heidnisches Dorf, um dorthin die frohe Botschaft zu bringen; eine gläubige Familie verzieht in eine heidnische Umgebung und läßt dort alsbald ihr Licht leuchten. Die Interessierten ziehen andre an sich, und es bildet sich eine Gruppe von Leuten, die am Sonntag zusammenkommen, zusammen lesen, und sich die Schrift auszulegen suchen, so gut es gehen will. Erst kommen sie in Privathäusern zusammen, bis sie stark genug sind, sich ohne fremde Hülfe eine Kirche zu erbauen. Natürlich ist das nur ein bescheidenes Gebäude, aber die Leute schätzen es, denn es ist ihr Eigentum und hat sie etwas gekostet. Dann wählt sich die kleine Gemeinde aus ihrer Mitte jemand, den sie mit der regelmäßigen Verkündigung des Worts betraut. Ihm zahlt sie, wenn die Arbeit sich mehrt, ein

Eine Straßenecke in Söul.

kleines Gehalt, etwa soviel wie seine Kirchkinder im Durchschnitt verdienen."

Ja wenn so von den jungen Christen selbst missioniert wird, dann wird die erstaunlich schnelle Ausbreitung des Christentums begreiflich. Die Missionare selbst kommen an die Heidenpredigt kaum heran. Sie haben alle Hände voll zu tun, die Gewonnenen zu fördern, zu festigen und zu leiten. Und erstaunlich ist der Eifer zu lernen. Sind kaum je in einem Lande soviele durch das geschriebene und gedruckte Wort der Bibel gewonnen worden — was ja nur dadurch möglich war, daß soviele im Volk schon als Heiden lesen konnten — so begreift man, daß der Zudrang zu den „Bibelklassen", in denen etwa zwei Wochen lang eine geschlossene Zahl von Männern und Frauen, von Jünglingen oder jungen Mädchen planmäßig in die Kenntnis der Bibel eingeführt werden, groß ist. Da kommen sie mit ihrem Reissack, aus dem sie sich während der Zeit selbst beköstigen, und werden dann von früh bis spät nicht müde in Gebet, Bibelbesprechung, Zwiesprache sich einführen zu lassen in tieferes Verständnis des Christentums. Im Winter 1906/07 fanden in Nordkorea an 252 Orten solche Klassen statt, an denen rund 12 000 Personen teil nahmen, während in Pjöngjang selbst 1000 sich zur Bibelklasse vereinigten, manche aus weiter Ferne zugereist. „Die Familien bringen Opfer an Zeit, Arbeit und Geld, damit die Mutter, Frau oder Tochter teilnehmen kann."

Beweist schon diese staunenswerte Selbsttätigkeit der jungen koreanischen Christen und die Opferwilligkeit, mit der alle Gemeinden bemüht sind, ihre kirchlichen Bedürfnisse durchaus selbst zu bestreiten, eine Tatkraft, die man gerade den Koreanern am wenigsten zugetraut hätte, die nur begreiflich wird durch die Lösung aus tausendjährigem Bann durch das Evangelium, so erweisen sich aber auch sonst die Kräfte des heiligen Geistes an den Früchten sittlicher Erkenntnis und Umkehr. Diebstähle und Betrügereien, die oft weit zurücklagen, kamen jetzt ans Licht; in einigen Fällen verkauften die

Eingang eines Dorfes.

Leute Haus und Hof, um ihre Verfehlungen wieder gut zu machen. In Söul bekannte ein seit Jahren getaufter Christ, daß er seine Vertrauensstellung im Geschäft eines europäischen Kaufmanns mißbraucht habe und erstattete seinem Herrn 4000 M.! „Wer „Reischristen" sucht, wird sie vielleicht zu Hause leichter finden als hier," schreibt einer der amerikanischen Missionare.

Eine Person von Bedeutung!

Erwähnt sei, wieviel die ärztliche Mission, in der leider Amerikaner und Engländer uns soweit voraus sind, dazu beigetragen hat, das Vertrauen des Volkes für das Evangelium zu gewinnen. So wird einst ein Mann ins Krankenhaus gebracht, der 26 Jahre krank ist, und dem sein koreanischer Heilkünstler strengstens anbefohlen hat, nie zu baden. Er hat die Vorschrift beobachtet! Nun wird der

Unglückliche ins warme Bad gebracht, seine Wunden in der Narkose gereinigt und verbunden. Als er erwacht in reinen Linnen, im freundlichen Stübchen, da fragt er: „Ist das hier der Himmel?“ Und als man ihm sagt, daß man im Himmel ja nicht krank ist, antwortet er: „dann ist es der Ort, der dem Himmel am nächsten ist!“ — Man muß das ganze hoffnungslose Elend der Heiden kennen, das sie erleiden von ihren „Ärzten“, so wird man verstehen, daß sie im christlichen Krankenhaus das Vertrauen fassen: Im Christentum ist wirkliche Hülfe für Leib und Seele, und daß solch an Leib und Seele Geheilter ein Missionar wird für sein eigenes Volk.

Eine koreanische Schule.

Durch viel Kämpfe und Nöte wird's noch in Korea hindurchgehen. Der Weizen wird noch sehr gesichtet werden, und es wird sich auch dort zeigen, daß unter dem Weizen allemal Spreu die Fülle ist, namentlich wenn's so schnell vorangeht. Schweres Kreuz hat Gott in seiner Weisheit den jungen Gemeinden durch die harte politische Unterdrückung vonseiten der Japaner auferlegt. Aber was er angefangen hat, herrlich angefangen, das wird er auch herrlich vollenden. Einst ist aus trägen Angelsachsen und trotzigen Normannen ein neues, kraftvolles Geschlecht erwachsen. Wer weiß, ob nicht auch in dem christlich erneuerten Korea, das von Japan nicht ausgerottet werden kann, mit dem sich nur japanische Art verschmelzen kann, ein neues Volk zum künftigen Dienst des Evangeliums werden soll. Wunderbar sind die Wege Gottes und anders als Menschengedanken, aber sie sind herrlich.

Schwere Tage.

Erzählung aus dem Missionsleben Südwest-Afrikas nach den Mitteilungen eines Schutztruppenoffiziers.

Von **Ernst von Hammer.**

Unten in Gochas, im weitentlegenen Auobtal, war der Gottesdienst in dem evangelischen Missionskirchlein beendet. Eine zahlreiche Gemeinde trat aus den geöffneten Flügeltüren des freundlichen Raumes ins Freie hinaus und die kleine, helle Glocke läutete zum Abschied über den weiten Platz, der nur mit spärlichem Graswuchs, aber mit desto zahlreicheren Sandhügeln versehen war. Zumeist bestanden die Kirchgänger aus Nama-Hottentotten, die in den nahe gelegenen Hütten von Gochas ansässig waren. Jedoch auch die einzelnen, auf den umliegenden Weideplätzen zerstreut liegenden Pontoks hatten ihre Familienhäupter und die jungen Männer entsandt. Aus Naib, Arichas, Haruchas, ja sogar aus dem Gebiete Simon Koppers, aus Amadab und Persip waren sie herangekommen.

Zwischen dieser buntscheckigen Schar sah man einige Klein-Farmer aus den Ansiedelungen westlich des Auob und längs der Pad nach Goamus. Einige hochrädrige Karren standen vor dem kleinen Kaufladen des Händlers. Die angebundenen und gefesselten Zug- und Reittiere drängten sich schläfrig im Schatten eines mächtigen, blühenden Weißdorns.

Wie die Namas bildeten auch die Weißen eine Gruppe. Sie sprachen von den Ereignissen in ihren Familien und von der Not der Felder und Herden. Kurz vorher hatte die Heuschreckenplage zum erstenmal den Bezirk Gibeon heimgesucht. Die spärliche Ernte an Feld- und Gartenfrüchten war den Legionen Nagern zum Schmaus geworden, und die furchtbare Pest dezimierte die mühsam herangezogenen Rinder.

Die Männer standen mit ernstem Gesicht im Kreise und stießen heftig die Rauchwolken aus den kurzen Tonpfeifen in die flimmernde, heiße Mittagsluft.

„Wenn nur erst Regen käme!" war der eine Seufzer. „Und wenn doch die Regierung die schwarze Bande endlich zügelte!" der andere. Die Viehdiebstähle der Hottentotten mehrten sich in ganz auffälliger Weise. Nacht für Nacht geschahen Einbrüche in die Viehkraale. So frech konnte nur geräubert werden, wenn die eigenen Dienstleute und Viehhüter unter einer Decke steckten mit den herumstreifenden Dieben. Und dazu gelang es kaum mehr, einen der Übeltäter vor das Bezirksgericht zu schleppen trotz Wachen mit Flinte und Hund. In dieser Farm hatten sich die Schwarzen geweigert zu arbeiten, in jener waren sie bei Nacht entlaufen, hier hatten sie Feuer angelegt, dort das Vieh entlaufen lassen. Nur die wenigen Bastards waren ergeben geblieben.

Besorgt schüttelte man sich die Hände und fuhr nach einem unter dem Sonnensegel neben dem Kaufladen eingenommenen stillen Trunk in die weiße Steppe hinaus.

Anders sah's aus in dem Kreise der Hottentotten. Eine seltsame Schar stand um einen verschmitzt lächelnden grauhaarigen Kapitän, der mit ausdrucksvollen Gebärden in der Sprache seines Stammes, ab und zu einen holländischen oder englischen Fluch einflechtend, den lauschenden Männern Neuigkeiten erzählte. Sobald ein Weißer an dem Kreise vorbeiging, verstummte der Sprecher. Aller Augen folgten dann dem Dutchman, bis er außer Hörweite war. Den Hottentotten schien die Heuschreckenplage und Rinderpest wenig Kummer zu bereiten. Das war um so wunderbarer, als auch ihre Herden unter Futtermangel und Seuchen arg zu leiden hatten. Es mußte etwas außerordentlich Wichtiges sein, das den sonst nur seiner Ochsen gedenkenden und für seine Ochsen lebenden Nama von diesem Inhalt seines Daseins abzulenken vermochte.

Auch die Weiber debattierten seitwärts ihrer Männer und Väter. Sie waren wie jene festtäglich gekleidet, trugen ihre weiten Kattunröcke mit einer gewissen Grazie und ließen ihre roten Kattun-Kopftücher in der hellen, heißen Sonne leuchten. Nur wenn sie sich fortbewegten, erschienen sie höchst lächerlich in ihrer halb europäischen Tracht, denn die schweren, plumpen Holz- oder Lederschuhe und die ausgetretenen, mit Luftlöchern und schlaffen Gummizügen versehenen alten Stiefeletten gaben ihrem Gang etwas unsagbar Komisches. Das Gespräch der Frauen war, aus den Bewegungen ihrer Arme und Hände und Finger zu schließen, womöglich noch lebhafter, als das der Männer, und wenn diese oder jene der gelblichen Schönen ein besonders treffendes Wort gesagt, belohnte sie händeklatschender Beifall.

Nach einer Weile schritt der Missionar der Station Gochas über den Kapellenplatz. Er war ein kräftiger, breitschultriger Mann. Ein stattlicher Vollbart und ein Paar treue kluge Augen gaben seinem Angesicht etwas Würdiges und zugleich Sympathisches. Im Kreise der Männer entstand eine Bewegung. Der alte, graue Kapitän trat vor und redete den Geistlichen an, der bald von Zuhörern umringt war. Der Alte beschwerte sich über das Branntweinverbot des Bezirksamtmanns. Einen Schein sollte man lösen, ehe man „Supy" kaufen dürfe. Und die Farmer und Händler würden immer strenger und teurer gegen die Herren des Landes, den großen Stamm der Nama. Und wenn das Vieh zu seinen rechtmäßigen Herren, den Kapitänen und Großleuten, entlaufen sei, dann solle das unschuldige Volk dafür gestraft und ge-

fangen gesetzt werden und müsse arbeiten — schimpflich arbeiten — während sein Beruf sei, „Orlog" zu machen und das Arbeiten nur den Weibern gezieme.

Die Zuhörer klatschten Beifall und rückten noch enger an den Missionar heran.

Ruhig hatte dieser zugehört. Die Kenntnis der Sprache des Stammes ließ ihm den tieferen Sinn keines Wortes entgehen, und scharf beobachtete er die Mienen und Gebärden des alten, schlauen Diplomaten.

Es war ihm klar, daß man auf ihn gewartet hatte und daß eine besonders heftige, bedenkliche Erregung unter den Hottentotten herrschte. Der Missionar genoß großes Ansehen unter ihnen. Man wagte sonst kaum angesichts des stattlichen Mannes laut zu sprechen. Sein langer Bart wurde von diesen Naturkindern sonst nur mit ängstlicher Scheu und aus der Entfernung betrachtet. Auch jetzt wieder imponierte der Geistliche den heranbrängenden Schwarzen durch seine überlegene Ruhe und sein klares Auge. Er tadelte die aufrührerischen Reden des Kapitäns und verwies sie alle auf ihre Pflichten als Untertanen. Aber die Männer verharrten in ihrem Trotz, und dem Missionar entging es nicht, daß die Simon-Kopper-Leute mit höhnischem Flüstern seine Worte begleiteten. Einer trat sogar vor und rief, offenbar unter dem Eindruck der kirchlichen Andacht: Er wisse es genau, der Herr wolle sein Volk erlösen von der Plage der Feinde und seinen Erwählten den Sieg geben über den Dutchman. Das habe der Prophet Stüermann gesagt, der bei dem großen Kapitän Hendrik weile.

Den folgenden Fragen des Missionars setzten die Nama mürrisches Schweigen entgegen und gingen schließlich auf ein Zeichen des alten Kapitäns in den Dornbusch bei den Pontoks des Ortes. —

Als der Spätnachmittag dieses Feiertages herangekommen und der glühenden Sonne jene frischere Kühle gefolgt war, die Mensch und Tier in jenen Breiten aufatmen läßt, eilte die Frau des Missionars, von einem Samaritergang zu den Hütten der Eingeborenen kommend, heimwärts. Sie trug einen leeren Korb, in dem sie allerlei Wäschestücke und Arznei zu den Pontoks gebracht hatte. Sonntäglich pflegte sie die Armen und Kranken, vornehmlich aber die Kinder. Wenn die rüstige, freundliche Frau erschien, liefen ihr die kleinen, meist nur mit einem Zeuglappen oder Schurz bekleideten Gestalten vor Freude kreischend entgegen. Die „Mutter" brachte immer etwas Schönes, ein Bild, ein Stück buntes Zeug, einige Glasperlen, eine Näharbeit für die Mädchen, eine Feder für die Jungen. Dann hockten die Kinder willig und still auf dem Sande im Kreise nieder und ließen sich gern eine schöne Geschichte aus der Bibel erzählen. Ebenso leuchteten die Augen der Kranken, wenn die „Missionsfrau" mit tröstenden Worten ihnen Labsal und Verbände brachte. Schon manches Jahr weilte sie so in werktätiger Liebe in Gochas und half in dieser stillen geräuschlosen Art das Reich Gottes bauen. Das harte, entbehrungsreiche Leben in dem einsamen, weltentlegenen Orte hatte ihr ein energisches Wesen gegeben, das zu ihrer Erscheinung vorzüglich paßte, und nie verfehlte ihre tatkräftige Art, Eindruck zu machen auf Weiße und Schwarze, weil sie wahr und selbstlos war und das echt weibliche Herz aus aller Festigkeit doch immer hervorsah.

Heute Abend hatte es die Gattin des Missionars eilig, heimzukommen, denn ihr Eheherr hatte vor, die Farm am Weißrandgebirge in Amtsgeschäften zu besuchen. Einen Augenblick stand sie still, als sie längs des hohen Westufers des Auobflusses entlang geschritten kam. Sie sah den gespenstischen, violetten Schatten nach, welche die untergehende Sonne in die weite, schier grenzenlose östliche Steppe warf, in die schreckliche Durststrecke der Kalahari. Gleich Riesenschlangen wuchsen die Spitzen der Dünen und glitten über den gelblich gleißenden Sand dahin, ostwärts, woher nur die Schakale und Geier unversehrt zurückkamen. Die öde Einsamkeit und das starre Einerlei des Anblicks legten sich heute besonders bedrückend auf ihr Gemüt. Sie konnte den Gedanken nicht wehren, die zu träumen begannen. Heimwärts wanderten sie, zur einsamen, violett blühenden, meilenweiten Heide des Vaterlandes, wo die Jugend lag. Sehnsüchtig weilten sie in der Schönheit der blühenden Erika, die, obwohl einfarbig und eintönig, doch Leben barg: Bienen, Falter, Vögel und Herden. Nein, nicht

einsam war die heimische Heide! Der träumenden, sich sehnenden Frau erschien sie als ein lieber Tummelplatz freundlicher Geister, und mit Schaudern wandte sie sich ab von dem Tor der kalten, immer unbarmherzigen Todeshauch atmenden, afrikanischen Wüste.

Aber heilige Pflichten hielten sie hier!

Ein Rascheln in der Krone eines einzelnen hohen Baumes ließ sie aufblicken. Das kunstreiche Nest eines Webervogels hing an gelblichem Steppengras herunter und schwang sich im Abendwind. Schon wollte die einsame Frau ihren Weg fortsetzen, als ihre Augen im Gezweig einen Mann erblickten, der sich eng an den Stamm schmiegte. Sie erschrak, aber fragte doch fest in der Sprache der Nama:

„Was suchst du dort?"

Da glitt gewandt wie ein Raubtier ein junger Krieger zur Erde und näherte sich ihr.

„David!" rief die Frau überrascht, während der junge Nama ihr mit allen Zeichen der Freude und Unterwürfigkeit nahte.

Vor zwei Jahren war er aus der Heimat geflohen, verfolgt von der Rache des Kapitäns Bileam, seines Oheims. Beide waren Christen; der Oheim aber nur dem Namen nach. David war in der Mission erzogen und unterrichtet. Dort hatte er christliche Gesinnung und Gesittung angenommen und war ein treuer Schüler seines Lehrers gewesen. Oft hatte die mütterlich sorgende Frau ihn gepflegt, oft ihn ermuntert, wenn er unter dem Streit der Verwandten litt. Und eines Nachts hatte sie ihn, einsam in der Mission hausend und ohne die Hülfe ihres zur Zeit abwesenden Gatten, verborgen vor den Nachstellungen des Oheims. Damals war David glücklich zu den Bondelzwaarts entkommen.

Nun war der alte Bileam sterbenskrank und David in die Heimat zurückgekehrt. Sein erster Gang war längs des Auob zur Mission Gochas, um der Retterin zu danken.

Nach Art seines Volkes hatte er sich von Busch zu Busch, von Felsen zu Felsen fast unsichtbar fortbewegt, um, selbst alles sehend, nicht vorzeitig entdeckt zu werden.

Nun stand er vor der überraschten Frau seines Lehrers, und eine aufrichtige Dankbarkeit sprach aus jedem seiner Worte. Gleichzeitig klang aber eine ernste Warnung heraus. Er riet ihr, auf einer Karre mit schnellen Tieren bald — heute noch — nach Gibeon zu trekken. Ein Orlog drohte, schrecklicher als je. Tausend Krieger würden in Waffen stehen und morden und sengen und alle Dutchman verjagen.

Geängstigt eilte die Frau zur Station. Aber ihr Gatte war bereits abgefahren. Ein kurzer Gruß auf einem Zettel sprach von der Eile der Nachtfahrt. Aber sein tapferes Weib verlor nicht den Mut. Wieder machte sie sich auf. Diesmal galt ihr Weg dem kleinen Militärposten, der am hohen Auobufer in einer Hütte Deutschlands Macht vertrat.

Um den Posten herum zog sich ein hoher Lehmwall, mit Dornenverhau gekrönt. Ein schmaler Eingang nur blieb für Mensch und Tier. Die Pferde standen mit Decken verhüllt im Kraal, ein Reiter schöpfte Wasser für Abend und Nacht. Dornengezweig und Knüppel bildeten die Mauern und das Gebälk der Hütte, Zelttücher und Tierfelle das Dach, durch welches der Abendwind aus- und einzog und der Platzregen ungehindert seinen Eingang fand. Auf einem Woylach, den Sattel unter dem Kopf schlief der Führer bereits, als der Anruf des Postens ihn weckte.

Die Warnung der besorgten Frau fand wenig Glauben. Immerhin ließ der Führer mehr Holz auf das Wachtfeuer werfen und nahm sich vor, morgen einen Patrouillenritt nach Gibeon zu machen, um zu melden. Bald liegt alles wieder im tiefsten Schlummer. Nur der Posten draußen am Lehm- und Dornenwall stampft gleichmäßig hin und her. Die Pferde schütteln sich frierend im Kraal, die Schakale heulen ringsum, lautlos und suchend schleicht das durstige Wild aus der Steppe zum Wassergerinnsel im sandigen Flußtal und mit schwerem Flügelschlag zieht eine Schar Geier vom Morgen zum Abend. —

Indessen knirschten die schweren Räder der zweirädrigen Karre des Missionars in die Nacht hinein. Der Bambuse, ein schwarzer, junger Klippkaffer, hockte schläfrig auf dem Achsensitz und schlug ab und zu mit der „Schwipp", der Bambusstange

mit meterlanger Peitschenschnur, den hintereinander gespannten zwei Mauleseln um die langen Ohren. Er war, fünfzehn Jahre alt, seinem Herrn im Gebiet der Bergdamara entlaufen und wurde durch den Missionar vom Hungertode gerettet. Er ist ein kluger Junge, der offene Augen und Ohren hat und nie verlegen ist um Auskunft und Antwort. Der Missionar sitzt im Innern der Karre unter dem Plan und läßt in der stillen, kalten Nacht seinen Gedanken freien Lauf. Er ist bekümmert über den treulosen und unbotmäßigen Sinn seiner Bekehrten. Wohl kommen sie in Scharen zur Kirche, wohl sitzen sie still und andächtig auf den Bänken, wohl kennen sie manche Stelle der Heiligen Schrift und von der Zeit der ersten Missionare her besonders gut aus der holländischen Bibel das Alte Testament, wohl sind sie gesittet unter den Augen ihres Missionars, aber desto wilder im Dunkel der Nacht und unter dem Schutze der Einsamkeit. Faulheit und Trunk sind das üppig wuchernde Unkraut, das die gute Saat oft ganz zu ersticken droht. Und wie könnte der Erfolg so schön sein, wenn nicht der Hang zur Treulosigkeit und Unbotmäßigkeit tief in dem Volke steckte und nicht gefördert würde

Gibeon.

durch Hetzereien und Verführungen gewissenloser Händler und selbstsüchtiger Propheten.

Die Anrede des alten, grauhaarigen Kapitäns aus Simon Koppers Gebiet heute Mittag war eine Dreistigkeit, die zu Befürchtungen Anlaß gab. Was hatten die Nama vor? War dieses Auftreten der Anfang einer offenen Auflehnung? Was mußte geschehen?

Der Missionar war kein ängstlicher Mann. Er hatte viele Jahre schon unter steten Gefahren seinem Amte gedient und in seinem starken Körper Nerven von Stahl. Dazu gab ihm ein Blick zu den glitzernden Sternen hinauf, die am Nachthimmel in weißglühender Pracht magisch herniederleuchteten, besondere Kraft und Vertrauen.

Eine aufgescheuchte Herde von Springböcken kreuzt die beschwerliche Pad, gerade als über den zerklüfteten Spitzen des Weißrandgebirges der Mond hervortritt. Jonathan, der Bambuse, hebt den wolligen Kopf und rollt die Augen, daß das Weiße darin zu leuchten scheint.

„Aubaas![1]) — Sieh! da!"

In der Ferne brannte lichterloh ein einsamer Baum. Die Flammen leckten flackernd empor, ein Funkenregen sprühte zur Erde. Der Bambuse brachte die Maulesel zum Stehen.

„Nama — Aubaas! — Orlog machen!"

Gleichzeitig lohte auch halbwegs hinter

[1]) Großer Herr.

den Reisenden dasselbe Signal zum Nachthimmel empor.

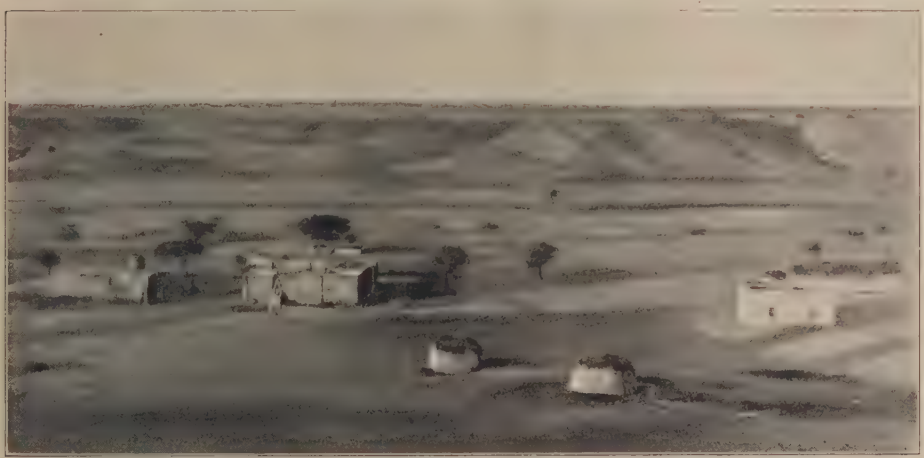
Der Missionar kannte die Bedeutung der Fanale. So beriefen die Kapitäne die zerstreut wohnenden Stammesgenossen zum Palaver, der Beratung, zusammen. Und der Zweck dieser nächtlichen Zusammenkünfte war stets der Orlog, der Aufstand oder Kriegsgang.

Einen Augenblick überlegte der einsame Mann, der auf einen zwölf Fuß hohen Termitenhügel geklettert war, um Ausschau zu halten, dann wußte er, was zu tun war.

In Gefahr waren die Militärposten, die schwachen zumal, und zunächst derjenige in Gochas. In Todesnot konnten bald die Farmer sein, die einsam auf ihren Höfen saßen. Ein paar schwarze Diener und eine Flinte waren ihre ganze Macht. In Gefahr war auch sein Weib daheim in der Mission! Und dabei war die Pad versperrt! Nach Gibeon zu ein Signalfeuer und eins nach Gochas zu! Und unwegsames Gelände zur Rechten und zur Linken des schmalen, steinigen Weges!

Aber nur nicht verzagen! Gott wird helfen! –

Den Bambusen schickt er vor zu dem nächsten Feuer. Er soll lauschen und erfahren, um was es sich handelt. Er soll kundig der Sprache und des Landes, erfahren in allen Schlichen, Nachricht bringen nach Goamus und Gibeon. Dazu soll er den besten der Maulesel benutzen.



Missionsstation Gochas.

Jonathans Augen leuchten, wie er den gefährlichen Auftrag vernimmt, und bald schleicht er, das Tier am Zügel vorsichtig hinter sich herziehend, seitwärts des Pfades durch Geröll und Gras. Der Missionar selbst läßt die Karre im Stich. Er hat sich auf das andere Tier geworfen und jagte den Weg zurück, auf dem er gekommen. Wird es gelingen, an den Rebellen vorbeizugelangen und Rettung und Warnung zu bringen?

* * *

Die Gattin des Missionars weilte indessen in banger Erwartung in dem Gebäude der Missionsstation. Zur Ruhe zu gehen wagte sie nicht. Mit der jungen Hottentottenmagd zusammen verriegelte und verbarrikadierte sie, so gut es ging, die Haustür und schloß die Holzläden vor den Fenstern. Die Hühner wurden ins Haus geholt, und der Stall mit der einzigen Kuh fest verschlossen. Eine Lampe stellte sie in das höher gelegene Bodenfenster, um den Platz vor dem Hause übersehen zu können. Im Wohnzimmer hing ein geladenes Gewehr an der Wand. Das hatte der Bezirkshauptmann dem Missionar geschenkt, um zur Notwehr eine Waffe zur Hand zu haben. Es war nie nötig geworden, Gebrauch davon zu machen. Heute holte die energische Frau die Flinte vom Nagel und lehnte sie an die Fensterbank. Sie wußte, daß sie nicht

mit dem Gewehr umgehen konnte, aber zur Abwehr vermochte doch schon sein Anblick zu dienen.

Dann setzte sie sich an das Fenster, die Bibel auf dem Knie und betete für ihren Gatten und die Farmer und die einsamen Soldatenposten.

Gegen zwei Uhr nachts wurde es lebendig vor der Mission. In hellen Haufen kamen die Nama heran. Die vordersten trugen Fackeln, brennende Holzscheite mit Baumwachs bestrichen, welche überall Waffen erkennen ließen.

In der Ferne fielen Schüsse. Ihr Schall kam aus der Richtung des Militärpostens. Ein gellendes Geheul der Orlogleute, die nun ihre Anwesenheit nicht mehr geheim halten wollten, klang unheimlich in die schweigende Nacht. Eine dunkle Masse stürzte sich auf den Kaufladen, raubte die Waren und umtanzte die ins Freie gerollten Fässer mit Rum und Branntwein. Dann pochte es dumpf an die Tür der Mission.

Der einsamen Frau schlug das Herz, aber sie verlor nicht die Besinnung. Hinter der Tür rief sie laut: „Geht nach Hause und hütet euch vor Raub und Blutvergießen!“

Eine Kugel war die Antwort. Sie durchschlug die Bretter und fuhr in die Lehmwand. Da tauchte aus dem Getümmel vor der Mission eine hohe, schlanke Kriegergestalt auf. Die Lampe im Bodenfenster beschien das Gesicht, und die Missionarin erkannte mit Staunen und Entsetzen ihren Zögling David.

Aber der junge Unterkapitän hatte keine Mordgedanken. Er widersetzte sich in dem Kriegsrat vor der Mission dem Willen der Stammesgenossen. Er wehrte energisch jeder Gewalt und warnte eindringlich vor göttlichen und obrigkeitlichen Strafen für eine Untat an dem Besitz und an den Personen der Mission.

Lange dauerte dies erregte Palaver. Endlich siegte die mildere Richtung, und David näherte sich allein dem Fenster der Stube. Er rief den Namen seiner Wohltäterin und bat sie hinauszukommen. Es würde ihr kein Leid geschehen. Aber ihr Haus und Eigentum müsse sie verlassen. Das sei Beschluß des Kapitäns. Er könne ihn nicht hindern, bürge aber mit seinem Leben für ihre Sicherheit. Würde sie sich ihm nicht anvertrauen und sich willig fortführen lassen, so befürchte er das Schrecklichste.

Als wollten die Tatsachen ihm recht geben, lohten gleichzeitig die Häuschen in der Nachbarschaft hell auf in qualmendem Feuer.

Da gehorchte die tapfere Frau. Sie schritt erhobenen Hauptes mit einem Kreuz in der Hand zur Tür und folgte ihrem Beschützer David. Eilig wurde sie auf eine Karre gehoben und fort ging's in die Nacht hinein, vorbei an dem Kirchlein, fort von dem stillen, einfachen Heim, in dem so lange Frieden und Segen geweilt.

Zehn Orlogleute trabten neben der Karre, die David selbst lenkte. Man fuhr in der Richtung auf Goamus. Überall am Horizont leuchteten die Feuer der aufständischen Räuber aus den einsamen geplünderten Farmen hervor. Schüsse fielen in der Ferne. Ein durchgehendes Pferd ohne Reiter kreuzte schnaubend die Pad.

David flüsterte ab und zu ein Wort. Und die gefangene Frau entnahm zu ihrem Entsetzen daraus, daß das ganze Land in hellem Aufruhr sei, daß Simon Kopper den furchtbaren Massenmord dieser Nacht angestiftet habe. Da verließ sie der Mut. Sie erkannte die große Gefahr, in der ihr Gatte schwebte, der mitten in dem Aufstandsgebiet weilen mußte, und fiel in eine schwere, lähmende Ohnmacht.

Als sie erwachte, zog die Morgendämmerung herauf und beleuchtete grausige Bilder. Nicht weit von Goamus war's. Auf der Pad lag zerstreut die geraubte, von den Nama als wertlos weggeworfene Beute. An einem hohen Termitenhügel stand über einem erschlagenen Farmer eine graue Hyäne und fletschte knurrend das bluttriefende Maul, dann trollte sie scheltend in's Gestrüpp. Aus den Trümmern der schönen Farm Goamus, die in tiefem Felsental am rieselnden Wasser lag, schwelte der Rauch zum klaren Morgenhimmel.

David ließ halten. Er half der geängstigten Frau von der Karre hinunter und geleitete sie in die Ruinen des Wohnhauses. Dort schaffte er ein Lager heran und Lebensmittel und tröstete die Weinende.

Da fiel auf dem Hofe ein Schuß

Knatterndes Feuer antwortete aus der Richtung von Gibeon.

David eilte, sein Gewehr schwingend, hinaus und verschwand bald, nach kurzem Scheingefecht, mit seinen Begleitern in der Flucht auf Gochas.

Wieder umfingen Ohnmachtsschauer die alleingelassene Frau. Aber bald weckte sie ein heller Jubelruf. Ihr Gatte hielt sie in den Armen, Gott dankend für ihre und seine Rettung.

Dem Missionar war es in der Nacht nicht gelungen, nach Gochas zurückzukommen. Überall hatte ihn das Feuer der Nama zurückgewiesen. Da war er an Goamus vorbei auf Gibeon zugejagt, in der Hoffnung, dem Bambusen Jonathan mit Hülfsmannschaften zu begegnen.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Eine streifende Reiterpatrouille westlich der Farm schloß sich ihm an. Sie kamen zwar zu spät, die Farm Goamus zu retten, aber inmitten der Trümmer fand der Missionar sein Weib, und damit das Beste, was er auf der Welt besaß, unversehrt wieder.

* * *

Die Kopper-Leute waren in die Kalahari gejagt. Nach blutigem Kampfe begann der Aufstand zu erlöschen. Hier und da flackerte er noch einmal auf zu Überfall und Mord, aber die Gewalt der Nama war doch endgültig gebrochen.

Der Missionar weilte mit seinem Weibe noch in Gibeon. Dort gab's Verwundete zu pflegen, Kranke zu trösten und so manchem Gefallenen das letzte Geleit zu geben.

An einem Nachmittage wurden zwei Gefangene eingebracht. An langen Lederriemen, deren Schlingen ihnen über den Kopf gezogen waren, schlichen sie neben den Pferden der Reiter einher, bleich, hohl, völlig kraftlos und ausgemergelt.

Die Missionarin stand vor dem Gefängnis und reichte in edlem Mitleid den Unglücklichen Brot. Da ergriff der eine der beiden gefangenen Nama zitternd ihre Hand und stammelte:

„Gott vergelte es dir!"

David war's, der Unterkapitän, der ihr das Leben gerettet. Von seinem Stamm und der Sache seines Volkes hatte er sich nicht trennen wollen und können. Nun war er elend, halbverhungert und gefangen und hielt sich dem Tode oder dem Gefängnis verfallen.

Aber er hatte nicht mit der Dankbarkeit der Missionsleute gerechnet. Sie verwandten sich für den Lebensretter, sie verbürgten sich für ihn, und es gelang ihnen, ihren David wieder zu sich nehmen zu dürfen.

Mit ihnen zusammen wartete er darauf in Gochas im Gefolge seines Missionars wieder einziehen zu dürfen. Dann wollte er aufbauen helfen und herstellen, was in dem schrecklichen Aufstand zerstört, verbrannt und beschädigt war. Treue Anhänglichkeit gelobte er auch dann zu bewahren, wenn er, als Angesehenster der wenigen Überlebenden seines Stammes, zum Kapitän gewählt werden würde. Allsonntäglich wollte er das neue Kirchlein der Mission besuchen und gewiß nicht vergessen, seiner Retterin, die ihn zweimal vor dem Tode bewahrte, Dank zu sagen.

Der Buddhismus in China in seiner Bedeutung für das Volksleben.

Von Missionar **Johannes Müller** in Hongkong.

Im Jahre 623 v. Chr. wurde im Lande der Sakya im nördlichen Indien dem Suddhodana und der Maya ein Sohn geboren. Die spätere Legende hat den Suddhodana zum Könige dieses aristokratischen Gemeinwesens gemacht, doch weiß die ältere Überlieferung davon nichts. Der Knabe erhielt den Namen Sidhattha, und bei seiner Geburt sollen — wie die Sage erzählt — allerlei Wunder geschehen sein. Seine Mutter starb 10 Tage nach seiner Geburt.

Uns sind andere Namen geläufiger als der oben genannte Kindername. Als umherziehender Mönch hieß er Gotama, später Buddha, d. h. der Erwachte,

der Erkennende, doch ist dies nicht ein Name in unserm Sinne, sondern mehr eine Bezeichnung seiner Würde. Poetisch wurde er Sakyamuni d. i. der Weise aus dem Sakya-Geschlechte genannt. Der Knabe wuchs heran wie Kinder anderer indischer Großen auch. Reichtum und Pracht umgaben ihn, sein Körper ward gestählt durch Waffenübungen; mit Gelehrsamkeit hat man ihn wohl nicht zu sehr behelligt, wenigstens wird eine besondere Kenntnis der Veda ihm von seinen Anhängern nie nachgerühmt.

Dürftig sind die Nachrichten von seinem Leben, bis er als Religionsstifter hervortrat. Nur soviel wissen wir, daß er verheiratet war und einen Sohn Rahula hatte. So im Glücke sitzend überkam ihn mit Macht der Gedanke an Alter, Krankheit und Tod, und er beschloß, Mönch zu werden. Bei Nacht entwich er heimlich aus dem Palaste, sandte auch das Wenige, was er mitgenommen hatte, noch durch einen Diener zurück, und nun begann eine Zeit rastlosen Suchens, bis er endlich nach sieben Jahren sich als Erleuchteter, als Buddha, fühlte. Die Nacht, in der dies unter dem Baume der Erkenntnis (dem Bobaume) am Ufer des Flusses Neranjara eintrat, ist die heilige Nacht der Buddhisten geworden.

Was Buddha damals erkannt hatte, sind die Grundzüge seiner Lehre geblieben, nämlich das Leiden, die Entstehung des Leidens, die Aufhebung des Leidens und der Weg zur Aufhebung des Leidens. Diese in der Rede von Benares festgelegten Prinzipien zeigen das Wesen seiner Lehre deutlich. Gott und die Welt sind ihm gleichgültig. Wie soll ich in dieser Welt des Leidens vom Leiden frei werden, darum dreht sich sein Gedankengang, und hieran hängen sich auch alle andern Bestandteile seiner Lehre an.

Von allen Seiten strömten ihm gleichgesinnte Seelen zu. Jahraus, jahrein predigte er bis in sein Alter freiwillige Entsagung und Enthaltsamkeit, und es bildete sich um ihn eine feste Gemeinschaft, eine Art Bettelorden. Ganz gegen seine ursprüngliche Absicht mußte er schließlich auch Frauen zu Jüngerinnen annehmen, doch unterrichtete er sie nie selbst, sondern ließ sie durch seine Jünger unterweisen. In hohem Alter starb er: Vergänglich ist alles, was geworden ist, ringet ohne Unterlaß! waren seine letzten Worte.

Etwa zwei Jahrhunderte lang pflanzte sich die Lehre Buddhas von Mund zu Munde fort; ohne festliegenden Kanon war sie manchen Schwankungen und Änderungen unterworfen, kam auch nicht recht auf gegen den Brahmanismus, bis Ashoka, der Enkel des Tschandragupta, eine große Werbetätigkeit auch in andern Ländern als in Indien entfaltete. Auch nach China gingen im Jahre 250 v. Chr. 18 Missionare, aber ihre Tätigkeit daselbst scheint völlig erfolglos geblieben zu sein. Besser gelang es in andern Ländern. Nach Ashokas Tode gewann der Brahmanismus in Indien wieder die Oberhand und führte einen blutigen Rachekrieg gegen den verhaßten Eindringling, ja man kann sagen, der Buddhismus wurde in Zentral-Indien so gut wie ausgerottet.

Ceylon ward jetzt das Zentrum der Buddhalehre und wachte ängstlich über deren Reinheit, und von dort aus wurden auch Birma und Siam für den Buddhismus gewonnen. Doch konnte man sich mit der Entwicklung des Buddhismus im Norden nicht einverstanden erklären, und es kam zur Spaltung zwischen dem südlichen und nördlichen Buddhismus, welchem Nord-Indien, Kaschmir, Nepal und später Tibet, China und die Mongolei zufielen.

Wenden wir uns nun China zu. Wie wir sahen, hatte der erste Bekehrungsversuch der Buddhisten in China keinen Erfolg gehabt, aber das Land blieb durch seine Grenzkriege in fortwährender Berührung mit Buddhisten, ja im Jahre 121 v. Chr. kam sogar eine riesige goldene Buddhastatue unter andern Beutestücken mit nach China, und 2 v. Chr. erhielt der chinesische Kaiser durch eine Tartarengesandtschaft eine Reihe von heiligen Buddhaschriften überreicht. So wird es uns erklärlich, wie im Jahre 61 n. Chr. der Kaiser Ming Tai, angeblich durch einen Traum veranlaßt, eine Gesandtschaft aussandte, die ganz Zentralasien bereiste, im Jahre 65 wiederkehrte und einen indischen Priester sowie ein heiliges Buch mitbrachte, das alsbald auf kaiserlichen Befehl ins Chinesische übertragen wurde. — Andere Priester folgten, mehr Bücher wurden übersetzt, und wieder und

wieder suchten Gesandtschaften chinesischer Kaiser mehr Bücher zu erhalten. Es wurde sogar im Jahre 1035 eine Schule für Sanskrit vom Kaiser Yin Tsung eröffnet und derselben 50 Schüler überwiesen. Weiter und weiter wuchs der Einfluß Buddhas, und trotz aller Verfolgungen vonseiten der Konfuzianer behauptete er sich, und heute kann man wohl sagen, daß im Lande des Konfuzius mehr oder weniger jeder Bewohner zum mindesten buddhistisch beeinflußt ist, wenn es auch falsch ist, die Chinesen als

Chinesischer Buddha.

Buddhisten zu rechnen, die meisten von ihnen könnte man mit mehr Recht Konfuzianer nennen. Aber auch bei dem strengsten Konfuzianer treten bei Hochzeiten, schweren Krankheits- oder Todesfällen buddhistische Zeremonien in Kraft. Sind doch selbst in den konfuzianischen Predigthallen, die im Gegensatz zum Christentum in Süd-China gegründet sind, die Wände mit Bildern buddhistischen Ursprungs geschmückt, indem durch Hinweise auf die Hölle und das Leben im Jenseits das Volk zum sittlichen Leben ermahnt wird.

Allerdings unterscheidet sich dieser chinesische Buddhismus wesentlich von dem, was einst dort in Zentralindien von Sakyamuni als der Kern seiner Religion gelehrt wurde. Wie erwähnt, hatte der nördliche Buddhismus seine auch nur verhältnismäßige Reinheit schnell drangegeben. Er trug den Anschauungen der Völker, zu denen er kam, bereitwilligst Rechnung, akkommodierte sich ihren religiösen Begriffen in der liberalsten Weise, ja, war selbst bereit seine Fundamentalsätze zu ändern, wo ihm diese den Eingang beim Volk allzusehr erschwerten. Am charakteristischten zeigt sich das bei der Umwertung des bekannten buddhistischen Begriffes „Nirwana". Wir können es ruhig unentschieden lassen, ob Buddha damit ein Aufhören aller Existenz oder ein Fortleben ohne Persönlichkeit gemeint hat, jedenfalls war dieser Gedanke den realistischen Chinesen zu abstrakt, als daß er sie hätte anziehen können. Deshalb ließen es die Priester ruhig geschehen, daß das Volk sich darunter ein Paradies, (ein Leben, das ebenso glücklich wie das in der Hölle entsetzlich) vorstellte. (Vor einiger Zeit erschwindelte ein buddhistischer Abt, dem sein Geld ausgegangen war, eine große Summe, indem er Mandarinsstellen im Jenseits verkaufte und Rangknöpfe im Himmel verlieh.)

Und nicht genug damit, die Priester übernahmen diese vergröberte Anschauung und stellten sie in ihre Vergeltungslehre. Ja, sie gingen noch weiter. Dem Buddhismus als solchem war das Vorhandensein von Göttern höchst gleichgültig, wenn irgendwo so hieß es bei ihnen: Jeder ist seines Glückes Schmied. Aber jenen Völkern, zu denen er kam, war es noch ganz unmöglich, von einer Gottheit abzusehen, und so wurde zunächst Buddha selbst zu göttlicher Würde erhoben, andere Heilige und Gewalten folgten, und nach und nach sank der Buddhismus zu völligem Polytheismus herab. Buddha selbst kannte das Gebet nicht, seine Anhänger gebrauchen heute die Gebetsmühle.

Dieser verbildete Buddhismus ist es, mit dem wir es heutzutage in China zu tun haben. Aber ist es denn recht, ihn ins Auge zu fassen, wenn wir uns ein Urteil über die Fähigkeit des Buddhismus zur Religion eines Kulturvolkes bilden wollen? Wir verlangen doch von

Gegnern des Christentums auch, daß sie nicht die einzelnen Entartungen desselben sondern das biblische Christentum zur Grundlage ihres Studiums machen, müßten wir da nicht auch hier vom reinen Buddhismus ausgehen? Diese Forderung kann nicht aufrecht erhalten werden. Sprechen wir von der katholischen Kirche, so können wir sie doch nur in ihrem geschichtlichen Gewordensein betrachten mit dem Papst in Rom, trotzdem Christus nichts von demselben gelehrt hat. Ebenso können wir auch den Einfluß des Buddhismus auf China nicht richtig beurteilen, wenn wir nicht den Buddhismus nehmen, wie er sich in China zeigt und entwickelt hat.

Wenn wir nun genau prüfen, so ist der religiöse Einfluß des Buddhismus in China gering. Auf den ersten Blick will es allerdings dem durch China Reisenden anders erscheinen. Überall erheben sich Pagoden (chinesisch „da", welches die erste Silbe des indischen dagoba ist). Im Norden haben dieselben eine andere Form als im Süden und erheben sich zumeist über einer Buddhareliquie, stehen auch meist neben einem Kloster. Im Süden dagegen ist ihr eigentlicher Zweck dem Volksbewußtsein völlig entschwunden, und sie dienen nur noch zur Verbesserung des „Fungschui", d. h. sie sollen dazu beitragen, das Glück der Gegend zu erhöhen. Also auch hier wieder die schon oben erwähnte Erfahrung: Der Buddhismus hat viel mehr von dem, was er vorfand, angenommen, als er gegeben hat. Dennoch hat der Buddhismus sich trotz mehrerer großer Verfolgungen im Reiche der Mitte gehalten, und hat in seiner entarteten Gestalt einen Teil der religiösen Ideen des Volkes mit seinen Gedanken erfüllt. Der Gedanke an die Seelenwanderung ist, wenn auch vielfach in verflachter Form, zu einem Gemeingut sehr vieler Chinesen geworden, wenn auch außerhalb der Klöster verhältnismäßig wenige Chinesen sich dadurch zur Fleischenthaltung veranlaßt fühlen, um nicht etwa einer menschlichen Seele die Behausung zu rauben.

Im wesentlichen reduziert sich der religiöse Einfluß des Buddhismus auf die Einführung einer Reihe meist oberflächlich verehrter Gottheiten, die das empörte Volk sich auch nicht scheut abzusetzen, wenn sie ihre Pflicht dem Verehrer gegenüber nicht erfüllen. Wieviel bei dieser Götterverehrung aber dem taoistischen Einfluß und wieviel dem Buddhismus zuzuschreiben ist, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls ist das sicher, daß der buddhistische Einfluß äußerst verflachend gewirkt hat. Während einerseits Geisterfurcht, die jede wahre Religiosität erstickt, genährt und gestärkt wurde, ist andrerseits das Hauptgewicht von den Göttern hinweg auf den Menschen und sein Tun abgelenkt.

Buddhisten-Mönche.

Man sollte meinen, daß solches Lehren der eignen Verantwortlichkeit die Sittlichkeit des Volkes bedeutend gehoben hätte, zumal da dem Übertreter die schwersten Strafen im Jenseits angedroht werden. Aber die Schwere der eignen Verantwortung wird dadurch gemildert, daß alle Höllenstrafen löslich sind. So werden die buddhistischen Priester, trotzdem man sie verachtet und verspottet, dennoch fast stets nach dem Tode der Angehörigen gerufen, um jene zu lösen und ihnen so in abgekürztem Verfahren ins Paradies zu verhelfen. Wie sehr diese Mittel den sittlichen Niedergang des Volkes beschleunigen, ist leicht zu verstehen. Wohl wirkt die Furcht etwas,

bei der nächsten Wiedergeburt als Katze oder Hund leben zu müssen. Aber daneben besteht immer die Hoffnung, daß der Priester einen davon befreien kann. Und je mehr man die Habgier der verkommenen Bonzen durchschaut, die um des zu erwartenden Gewinns willen die Leiden des Verstorbenen in den grellsten Farben schildern, um so geringer achtet man die Vergehen samt ihren Strafen.

Nach der Lehre Buddhas ist auch nicht die Sünde, sondern das Sein das größte Leid, das einen trifft. Gewiß ist das Entsagen, welches Buddha fordert, eine sittliche Tat, aber bei der wahren Sittlichkeit kommt es doch auf die Gesinnung an, aus der die Tat entspringt. Wenn einer aus Furcht vor Strafe vor einem Diebstahl zurückschreckt, so ist das doch noch nicht eine sittliche Tat zu nennen. Wenn der Buddhismus Feindesliebe fordert, weil dies allein zum Frieden und langem Leben führt, so ist dies doch der krasseste Egoismus, nicht Sittlichkeit. Egoismus ist eben das Wesen des Buddhismus. Für sich selber lebt man, sich selber befreit man. Am besten beurteilt man die Sittlichkeit des Buddhismus aus seinen Geboten: 1. man darf kein lebendes Wesen töten; 2. man darf sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen; 3. man muß die Unkeuschheit meiden; 4. man darf nicht lügen; 5. man darf kein berauschendes Getränk trinken.

Dies alles sind Gebote der Klugheit, um sein Leben frei zu machen von dem, was an der Beschaulichkeit hindert, also den Menschen dem Nirwana ferner rückt. Die Beziehung zur Gottheit fehlt völlig, die doch allein imstande ist, den Menschen zur wahren Sittlichkeit zu führen.

In noch seltsamerem Lichte erscheint die buddhistische Ethik, wenn wir hören, was der eigentlichen Buddhagemeinde, den Mönchen, noch außerdem aufgetragen ist: 1. nach dem Mittagessen nichts mehr zu essen; 2. nicht zu singen, zu tanzen und zu musizieren; 3. sich nicht mit Blumen, Bändern und dergleichen zu schmücken; 4. nicht auf bequemen Ruhebetten zu sitzen oder zu liegen und 5. kein Gold oder Silber anzunehmen.

Um zu beweisen, wie wenig diese Gebote von der großen Menge der Chinesen befolgt werden, brauche ich wohl

Pagode mit Tempel, eine Meile von Kanton am Fluß gelegen.

nur auf einen Hauptfehler der Chinesen: das Lügen, hinzuweisen, sowie an die Sünden gegen das 6. Gebot der Bibel zu erinnern, die gerade in China im Schwange gehen, von der Tierquälerei und dem Räuberunwesen gar nicht zu reden.

Ebenso gering wie der sittliche Einfluß des Buddhismus auf China ist auch sein sozialer. Es liegt im Wesen des Buddhismus begründet, daß er nicht sozial tätig sein kann. Der erste Grund dazu liegt in der Geringschätzung, die der Buddhismus dem Menschen überhaupt entgegenbringt. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch verschwimmt bei ihm. Zu dieser Geringschätzung des Menschen überhaupt treten noch die sozialen Unterschiede, die der Buddhismus macht und die zu so unüberbrückbaren Gegensätzen führen, daß sie dem Kastenwesen, dem entgegenzuarbeiten der Buddhismus sich doch zur Aufgabe gestellt hatte, sehr ähnlich sind. Da ist vor allen Dingen das Herausheben der Buddhagemeinde aus der übrigen Menschheit. Nun sind aber die eigentliche Buddhagemeinde nur die Mönche; sie allein sind imstande, bis zur höchsten Stufe der Entwicklung fortzuschreiten, sie allein sind eigentlich imstande, Buddhas Lehren zu befolgen. Dadurch ist der großen Menge von vornherein ihre Stellung angewiesen. Sie stehen unendlich tief unter diesen Bevorzugten.

Aber inmitten dieser Menge gibt es noch eine Klasse, die tiefer steht, das sind die Frauen. Keine Frau, selbst die Nonne nicht, kann ins Nirwana eingehen. Sie wird bei ihren verschiedenen Neugeburten allmählich zur Manneswürde erhoben und kann dann als solcher sich dem Ziele nähern.

Die Bevorzugung der Asketen birgt noch einen andern sozialen Nachteil in sich, die Verachtung der Familienbande. Der Mönch hat keinen Familiennamen mehr, wenn er das Kloster betritt. Es hat stets etwas Verhängnisvolles an sich, wenn die Ehelosigkeit als das Ideal gepriesen wird; und wenn auch in Wirklichkeit die Gefahr nicht besteht, daß nun alle Menschen ehelos bleiben, so ist doch das Prinzip an sich schon für das soziale Leben eines Volkes ein minderwertiger Faktor. Und wie weit es imstande ist, ein Volksleben zu vergiften, sehen wir am besten aus der Angabe der chinesischen Geschichtsbücher, die uns melden, daß bei der Buddhistenverfolgung 845 der Kaiser Wu Tsung 44600 Buddhistenklöster zerstörte und über 265000 Mönche und Nonnen zur Rückkehr ins weltliche Leben gezwungen haben soll.

Mit dem Mönchsleben hängt zusammen das Fehlen jedes Dranges nach Beschäftigung. Während der Konfuzianer es als seine hohe Aufgabe betrachtet, die Jugend zu lehren, während die christlichen Mönche die Wissenschaft und die kulturelle Hebung ihrer Umgebung für ihre Hauptaufgabe hielten, tritt alles dies beim buddhistischen Mönche völlig zurück. In bestimmten Zeitabschnitten die Gebete herzusagen und hin und wieder Bettelgänge zu machen, das ist ihre einzige Beschäftigung. Nicht einmal zum Studium ihrer eignen Schriften bequemen sie sich, und man findet heutzutage wenige Mönche, die imstande sind, die heiligen buddhistischen Bücher zu lesen. Unverstanden plärren sie ihre sinnlosen Litaneien her. So stehen sie als Drohnen mitten im Volksleben. Jede Spur von Daseinsinteresse fehlt, wie sollen sie es da andere lehren können? Da das Sein das größte Übel ist, lohnt es sich ja gar nicht, diesem Sein irgend eine praktische Seite abzugewinnen. Sie stehen da als ein soziales Übel, mit dem das moderne China sicherlich bald aufräumen wird.

Dementsprechend ist auch der politische Einfluß des chinesischen Buddhismus gleich Null. Wohl könnte man erwarten, daß die gemeinsame Religion einen festen Kitt bilden könnte zwischen den einzelnen Volksstämmen, die das große chinesische Reich bilden, aber in Wirklichkeit fehlt ihm diese Kraft völlig. Wohl sehen die Buddhisten der Mongolei ehrfürchtig auf zu dem Dalai Lama Tibets und sind ihm blind ergeben. Aber der chinesische Buddhismus ist zu verschieden von dem ihren, als daß er ihnen als ein gemeinsames Glaubensband erscheinen könnte. Dort in der Mongolei hat er sich zu einer gewaltigen Hierarchie ausgebaut, hier in China vegetiert zwischen und vermischt mit andern Religionen, die

ihm völlig fremd sind. Auch sonst hat der chinesische Buddhismus dem gesamten Volksleben wenig genützt.

Da er keine Erziehungsarbeit treibt, ist er nicht fähig, Liebe zum Vaterlande einzuhauchen, ja er steht dem Staatswesen in seiner zu großen Betonung der Einzelpersönlichkeit passiv gegenüber, und die Zeiten, wo waffengeübte Mönche ihrem Kaiser begeistert im Kampfe mit seinen Nachbarn zu Hilfe eilten, sind wohl unwiederbringlich vorüber, waren auch damals ja doch mit den Prinzipien des Buddhismus nicht vereinbar. Denn ein wahrer Buddhist muß den Interessen für die Außenwelt völlig abgestorben sein.

Auch nach anderer Richtung hin hat der Buddhismus nicht sonderlich befruchtend auf das Volksleben eingewirkt. Zwar wird die Einwirkung des Buddhismus auf die Malerei außerordentlich gerühmt, aber was wir davon gesehen haben, zeugt nur von den bescheidenen Ansprüchen, die der Osten an seine Maler stellt. Der Buddhismus mit seinen buntbemalten Götzen, mit seinen stets sich gleich bleibenden Darstellungen der Höllenstrafen und dergl. scheint im Gegenteil einen erstarrenden Einfluß auf die Malkunst ausgeübt zu haben, wenigstens bewegt dieselbe sich seit der Mitte des 15. Jahrh. stets auf der absteigenden Linie. Trotzdem muß man anerkennen, daß der Buddhismus durch Einführung indischer und auch griechischer Formen, die er aus seiner Heimat mitgebracht hat, die Chinesen wenigstens zum Nachahmen angeregt hat, wenn er sie auch nicht zu originellem Schaffen heranzubilden vermochte.

Dasselbe wie von der Malerei gilt auch von der Baukunst, nur daß hier auch die mitgebrachten Vorbilder mangelhafter Natur waren. Eigentlich beschränken sie sich nur auf die Pagoden.

So haben wir gesehen, daß der Buddhismus die Aufgabe, die ihm in China beschieden war, fast völlig unerfüllt gelassen hat. Der pessimistischen Religion, die wohl eine Erlösung vom Leiden aber keinen Erlöser von der Sünde kennt, wohnte nicht die welterneuernde Kraft inne, wie sie das Christentum stets bewiesen hat und noch beweist.

Möchte das Licht des Christentums, das jetzt in die buddhistische Finsternis hineinzuleuchten beginnt, bald recht hell scheinen, damit es seinen Einfluß in China geltend machen könne.

Neue Nachrichten.

Die ostafrikanische Mission ist daran, eine neue — die dritte — Station in Ruanda, der nordwestlichsten Landschaft unserer ostafrikanischen Kolonie, zu gründen. Ein Platz an dem gut bevölkerten nordöstlichen Ufer des Kiwusees ist dazu ausersehen worden. Um dem Missionar bei dem Bau zu helfen, ist ein Missionsdiakon, ein gelernter Tischler, ausgesandt worden. Am Kiwusee gibt es bisher noch keine Missionsstation, auch keine katholische. Buischasa, wie das ins Auge gefaßte Gebiet heißt, ist von der nächsten Missionsstation Kirinda etwa eine Tagereise entfernt.

Noch eine andere, gleichfalls erfreuliche Nachricht teilt die ostafrikanische Mission mit: die Fertigstellung des Druckes des Neuen Testamentes in der Schambalasprache. Im Jahre 1891 begannen ihre Sendboten mit der Erforschung derselben, wozu ihnen keinerlei Hilfsmittel zu Gebote standen. Im Jahre 1896 wurde das Evangelium Marci, von Missionar Wohlrab übersetzt, als Erstlingsarbeit auf diesem Gebiete gedruckt. Seit 1904 hat sich besonders Missionar Röhl, unterstützt von einer Sprachkommission, der Übersetzungsarbeit gewidmet. Im Herbst 1908 wurde endlich das ganze Neue Testament in der Kommunaldruckerei von Tanga gedruckt.

Palästina. Das syrische Waisenhaus hat einen neuen Zweig getrieben; es hat in Nazareth eine neue Station eröffnet, zunächst wird daselbst ein Waisenhaus erbaut werden. In der Pflege des syrischen Waisenhauses befinden sich nunmehr 12 verschiedene Arbeiten: in Jerusalem ein Knaben- und Mädchenwaisenhaus, ebenda ein armenisches Waisenhaus, eine Industrieanstalt mit verschiedenen

Werkstätten, ein Lehrer- und Predigerseminar, eine Blindenanstalt, dann in der Stadt selbst eine Volksschule und eine Kleinkinderschule, die mit der Anstalt verbundene arabisch-evangelische Missionsgemeinde; in Bir Salem eine landwirtschaftliche Kolonie und ein Zweigwaisenhaus und nun neustens Nazareth.

Hinterindien. Einen ernsten Gedenktag begeht am 9. Mai die Rheinische Mission auf Borneo. Es werden an diesem Tage 50 Jahre, daß die dortige Mission, welche nach 23jähriger Geduldsarbeit eben im Aufblühen begriffen war, durch eine furchtbare Katastrophe getroffen und nahezu vernichtet wurde. Die Dajakken hatten eine Verschwörung gegen die Holländer angezettelt, welche in den ersten Tagen des Mai 1859 zum Ausbruch kam. Alle Europäer sollten ermordet werden; und soweit die Aufständischen ihrer habhaft wurden, führten sie diesen blutigen Plan auch aus. Von den Missionsgeschwistern, die auf ihren einsamen Stationen wehrlos in der Gewalt der Dajakken waren, fielen dem Anschlag sieben zum Opfer, Missionar Rott, Wiegand und Kind, letztere mit ihren Frauen, auf der Station Tanggohan, und Geschwister Hofmeister auf Penda alei am Kahajan. Etliche wurden gerettet. Alle Stationen mit Ausnahme von Bandjermassin, welches die Dajakken nicht anzugreifen wagten, wurden ausgeplündert und zerstört. Erst 1866 konnte die Mission im Lande wieder aufgenommen werden. Jahrzehntelang hat die bornesische Mission dann nur bescheidene Frucht gebracht. Über die hoffnungsvolle Bewegung, die in den letzten Jahren tief im Innern am Mirifluß sich angebahnt hat, haben wir im Jahrgang 1907 einen ausführlicheren Aufsatz gebracht.

China. Auf seinen ausgedehnten Reisen in der Mongolei hatte Mr. Larson, ein Agent der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, die Bekanntschaft eines mongolischen Potentaten Hanta Tsching Wang gemacht, dessen Machtgebiet im fernen Nordwesten der Mongolei zwischen dem Salenga und Ockhonflusse liegt. Unerwarteterweise traf er kürzlich mit diesem in Tientsin zusammen. Fürst Wang befand sich als Ratgeber und Freund im Gefolge des Dalai Lama auf dessen Reise nach Peking. Seine Freude, hier in der Fremde einen Bekannten zu finden, war groß, er ließ Larson gar nicht von sich. Derselbe mußte ihm nach Peking folgen, um ihm dort als Dolmetscher zu dienen. Wang bat ihn auch, dem Könige von England seine Bitte zu übermitteln, seinem Volk einen Lehrer zu senden, der es in abendländischem Wissen unterrichten könnte; er würde alle Kosten dafür tragen. Bezüglich des Dalai Lama meinte Wang, daß dieser englischen Missionaren in Tibet, einige besonders heilige Plätze abgerechnet, kein Hindernis in den Weg legen würde.

Japan. Wir teilten in der letzten Nummer eine Verfügung der eingebornen Regierung von Meisur (Indien) mit, welche die Einführung des Religionsunterrichtes in den Regierungsschulen anordnet. Auch in Japan kann man, wie es scheint, vor den üblen Folgen der religionslosen Schulen die Augen nicht mehr verschließen. In einem jüngst erstatteten Bericht über das Schulwesen gesteht der Minister für Erziehungswesen ein, daß der Unterricht in nationaler Sittenlehre, wie er bisher an allen Regierungsschulen erteilt sei, sich doch als ungenügend herausgestellt habe, um dem heranwachsenden Geschlecht Tugend und Sittlichkeit einzupflanzen, und daß hierfür mehr geschehen müsse. In der Tat ein bemerkenswertes Zugeständnis, das dann auch von Pädagogen und in Zeitungen lebhaft besprochen wurde. Und mit wenigen abweichenden Stimmen, geht die allgemeine Meinung dahin, daß Religion, sei es nun Buddhismus sei es Christentum, gelehrt werden müsse. So werden also am Ende doch noch die Missionsschulen zur Anerkennung kommen. Was die bisherige Beiseiteschiebung dieser letzteren betrifft, so gab ein anderer hoher Beamter desselben Ministeriums als Grund dafür an, daß die Missionsschulen zu einseitig die wissenschaftliche Ausbildung pflegten und darüber die in Handwerk und Technik vernachlässigten. An literarisch gebildeten Leuten sei ohnehin schon Überfluß vorhanden. Vielleicht beherzigen die Missionen den Wink und tragen darin dem auf das Praktische gerichteten Charakter des japanischen Volkes noch mehr Rechnung. Die Mißgunst gegen die Missionsschulen wird ja gewiß auch noch andere Ursachen haben.

Aber wenn dies ein Mittel sein sollte, sie populärer zu machen, warum sollten die Missionen sich nicht gern seiner bedienen.

Heimat. Die Berliner Missionsgesellschaft hat ihren bisherigen Vizepräsidenten Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat Berner, zu ihrem Präsidenten erwählt. An seine Stelle als Vizepräsident ist Herr Direktor D. Spiecker getreten.

Das neue Kolonialinstitut in Hamburg hat sich, wofür die Kreise der Missionsfreunde ihm dankbar sein werden, nachträglich doch noch entschlossen, auch Vorlesungen über Missionskunde in sein Programm aufzunehmen. In Prof. D. Mirbt-Marburg hat es sich dazu auch ganz die geeignete Kraft ausgesucht. Er wird im nächsten Semester acht Vorlesungen über die Mission halten.

Eine deutsche Missionsgesellschaft nach der andern sieht sich durch die wachsenden Anforderungen des heimischen Missionslebens genötigt, auch die Zahl ihrer heimatlichen Missionsarbeit zu vermehren. Neuerdings hat die Leipziger Mission ein neues Missionsinspektorat geschaffen und in dasselbe den in sächsischen Missionskreisen bekannten Past. Bemmann berufen.

Eine freudige Überraschung hat das indische Kolonialamt um Weihnachten dem indischen Volke bereitet. Es ist von London nach Indien hinaustelegraphiert worden, daß der Kolonie eine Verfassung mit weitgehender Selbstverwaltung verliehen werden soll. Nicht nur in den Provinzialversammlungen, sondern sogar im obersten Rat des Vizekönigs sollen Eingeborene Sitz und Stimme haben. Sie sollen berechtigt sein, das Budget des Landes zu besprechen und zu beurteilen. Sie sollen auch in Ratskammern der Regierung die Wünsche des Volkes in Form von Resolutionen vorlegen.

Am 27. Februar ist in Herrnhut telegraphisch die Schreckensnachricht eingetroffen, daß die Brüderstation Ipole in Deutsch Ostafrika durch Feuer ganz zerstört ist. Glücklicherweise ist wenigstens kein Menschenleben verloren. Nachdem erst Ende 1907 die Station Kitunda auf demselben Gebiete eingeäschert war, ist dieser neue Verlust ein schwerer Schlag für die Brüdermission.

Bücherbesprechungen.

Handbücher zur Missionskunde. 1. Band: **Das neue China.** Nach dem englischen Original von A. H. Smith. Berechtigte deutsche Bearbeitung von Luise Oehler. 208 S. Mit Abbildungen und Karten. 2,40 M., geb. 3,20 M. 2. Band: **Kamerun als Kolonie und Missionsfeld.** Von P. Steiner. 134 S. Mit Abbildungen und Kartenskizze. 1,40 M., geb. 2 M.

Die Missions-Studienkränzchen haben in England und Nordamerika einen so ungeheuren Anklang gefunden, daß es wohl an der Zeit ist, mit ihnen auch in Deutschland wirksam einen Anfang zu machen. Wir haben in unserm Jugendblatt „Saat und Ernte" einen möglichst einfachen Weg dazu beschritten, indem wir an der Hand einer beschränkten, leicht zu beschaffenden Quellenauswahl sorgfältig ausgearbeitete Dispositionen liefern. Die Basler Missionsbuchhandlung hat mit ihrem gewöhnlichen Eifer und ihrer Weitsicht unternommen, für diesen Zweck eine Serie von „Handbüchern zur Missionskunde" zu schaffen. Als erstes hat sie das in der angelsächsischen Welt mit ungeteilter Anerkennung aufgenommene Werk des bekannten amerikanischen Missionars in China, Arthur Smith, des Vizepräsidenten der Schanghaier Missionskonferenz, über China, übersetzt und deutschen Bedürfnissen entsprechend bearbeitet. Das flott geschriebene Buch enthält auf 208 Seiten übersichtlich zusammengefaßt das Wichtigste über Land und Volk, Geschichte und Staatswesen, Religion und Mission. Überall ist die Darstellung durch eingeschaltete, kurze Lebensbilder bereichert und veranschaulicht. Als zweites Handbuch hat der langjährige Herausgeber des Basler Missionsmagazins, der ehemalige westafrikanische Missionar P. Steiner, ein originales Buch über Kamerun geschrieben. Da es sich hier um ein viel beschränkteres Gebiet handelt, kann trotz des engeren Raumes mehr auf Einzelheiten eingegangen, besonders auch die Basler Missionsarbeit viel eingehender geschildert werden. Beide Bücher sind auch über ihren nächsten Zweck hinaus zur Einführung in die Kenntnis wichtiger Missionsfelder durchaus zu empfehlen. Um sie ihrem speziellen Zweck möglichst dienstbar zu machen, hat Repetent Römer zu Steiners „Kamerun" einen brauchbaren „Schlüssel" entworfen, in welchem er den reichen Stoff des Buches in acht Doppelstunden von annähernd gleicher Länge zerlegt und zur Einrichtung dieses speziellen Studienkränzchens Winke und Material gibt. Gleichzeitig hat Frl. Menga Bonorand in einem eigenen Hefte **„Missions-Studienkränzchen"** (20 Pf.) über Anlage, Ziel und Handhabung solcher Kränzchen kurze und praktische Anleitung gegeben. Wir zweifeln nicht, daß an der Hand von Frl. Bonorands Broschüre, auf Grund von Römers „Schlüssel" Gymnasiasten, „höhere" Töchter, Stu-

denten und Seminaristen Steiners Handbuch über Kamerun mit großem Gewinn studieren werden.

Harms, Louis: Zu seinem 100. Geburtstage am 5. Mai 1908. Von Friedrich Raeder. Hermannsburg Missionsbuchhandlung 40 Pf.

Ein reizendes, frisch und anschaulich geschriebenes, auch hübsch illustriertes Gedächtnisbüchlein für den großen Erweckungsprediger der Lüneburger Heide.

Hoffmann, C. Missionar: **Der Sohn der Wüste.** Erzählung aus Nord-Transvaal. Berliner Missionsbuchhandlung. 1 M.

Die höchst originelle Lebensgeschichte eines Heiden namens Mankchobi, die uns in das Leben und Treiben, das Fühlen und Hoffen der Afrikaner im ungebrochenen Heidentum einen tiefen Blick tun läßt. Das Buch ist illustriert mit einer Anzahl höchst anschaulicher Skizzen.

Gloyer, Missionar: **Geschichte unserer Missionsstation in Kotapad** in Jeypur (Vorderindien) Brekkum 60 Pf.

Der durch seine anschaulichen, durch vortreffliche Beobachtungen ausgezeichneten Berichte weit über den Kreis der Brekkumer Mission hinaus bekannt gewordene Verfasser erzählt hier auf 135 Seiten die Geschichte der hauptsächlich von ihm bearbeiteten Station Kotapad, auf der er viel Segen hat erleben und eine reiche Ernte hat einsammeln dürfen.

Richter, Dr. H.: **Reisebriefe und Tagebuchblätter aus dem Morgenlande.** Mülheim-Ruhr, J. Bagel. 1 M.

Der Verfasser hat im März und April 1907 die übliche Reiseroute von Konstantinopel durch Syrien, Palästina und Ägypten zurückgelegt und erzählt auf 140 Seiten in anmutigem Plaudertone seine schlichten Erlebnisse.

Lion, Dr. Alexander: **Tropenhygienische Ratschläge.** München, Verlag der ärztlichen Rundschau. 1,50 M.

Der Verfasser, Stabsarzt bei der Schutztruppe, veröffentlicht im Separatabdrucke eine Reihe von Aufsätzen, die bereits in einer weniger bekannten Leipziger Zeitschrift erschienen ist. Wir können seinen laxen Standpunkt in sittlichen und Alkoholfragen nicht teilen, wir hätten die betreffenden Ausführungen gern energischer gewünscht. Aber sonst scheint uns das Buch gerade zur Einführung einer Hygiene größeren Stils wertvolle Gesichtspunkte und Anregungen zu geben.

Warneck, Lic. Joh.: **Die Religion der Batak.** Ein Paradigma für animistische Religionen des Indischen Archipels. Leipzig, Dieterichs Verlagsbuchhdlg., Theodor Weicher. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Joh. Warneck hat bereits in seinen „Lebenskräften" S. 10—125 eine ausführliche Darstellung der batakschen Religion in dem allgemeinen Rahmen der animistischen Religionsvorstellungen gegeben; dort speziell unter dem apologetischen Gesichtspunkt. Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung bezw. Erweiterung jener Studie. Zunächst skizziert er in einer „Einleitung" auf 24 Seiten die Grundlinien der Batakschen Religionsanschauungen; dann stellt er in 4 Kapiteln die Anschauungen von den „Göttern der Oberwelt", dem „Menschen und seinem tondi", dem „Menschen nach dem Tode" und die Praxis des „Geisterdienstes" dar. Er tut das aber nicht in Form zusammenhängender, lehrhafter Ausführungen, sondern ganz überwiegend so, daß er originale Aufsätze, Sammlungen und sonstige Niederschriften vertrauenswürdiger Batak bruchstückweise übersetzt. Die Lektüre wird dadurch erschwert, zahlreiche Wiederholungen, ganze oder halbe Widersprüche und sonstige Inkongruenzen machen den Leser immer wieder stutzen und zurückblättern, was durch einen Index am Schluß erleichtert wird. Diese Art der Darstellung hat aber den eminenten wissenschaftlichen Vorteil, daß objektiv und aus der ersten Hand das religionsgeschichtliche Material dargeboten wird, das sich dann doch jedem aufmerksamen Leser von selbst zu einem geschlossenen Gesamtbilde zusammenfügt; bei dem Fehlen eigentlicher Religionsurkunden der beste urkundliche Ersatz.

Die Schrift ist der erste Band eines gewaltigen Sammelwerkes: **„Religions-Urkunden der Völker"**, in welchem der bekannte Pastor Dr. Lic. theol. Jul. Boehmer in Raben zum ersten Male in deutscher Sprache eine großzügige Urkundensammlung für die Religionsgeschichte der Menschheit schaffen will. Das Unternehmen ist, wie wir hören, vorläufig auf 50—70 Bände angelegt; in jedem Jahre sollen 3—5 Bände mit zusammen 40—60 Bogen erscheinen. Eine lange Reihe erster Autoritäten auf dem Gebiete der Religions- und Sprachforschung, der Völkerkunde und Mission haben ihre Mitwirkung zugesagt; wir nennen nur Prof. Meinhof, Spieth, Westermann, Erman, Winternitz usw. Das Sammelwerk gelangt in fünf Abteilungen zur Ausgabe; die erste umfaßt die vorderasiatisch-westeuropäische, die zweite die mongolische, die dritte die amerikanische Völkergruppe, die vierte die Naturvölker und kulturarmen Völker, die fünfte das Christentum in seinen Entwicklungsphasen. Ein riesiges Programm, zu dem man dem fleißigen, vielseitigen Herausgeber Glückauf zuruft. Warnecks Buch ist das erste Heft der vierten Abteilung.

Fischer, Ruth: **An den Grenzen des Zwerglandes.** Calwer Familienbibliothek. Bd. 71. Calw, Vereinsbuchh. 2 M.

Unter diesem etwas romantischen Titel schildert die Verfasserin, eine englische Missionsschwester, die sich bald mit einem Missionar verheiratete, ihre Erlebnisse in Uganda und speziell in dem jetzt gleichfalls zum Protektorate Uganda gehörigen kleinen Königreiche Toro. Die Pygmäen des Kongo-Urwaldes (Kap. 17) spielen in diesen Erzählungen nur eine untergeordnete Rolle. Viel lehrreicher und für den Missionsfreund wichtiger sind die Schilderungen von dem mit ungeahnter Schnelligkeit vor sich gehenden Christianisierungsprozeß in jenen abgelegenen, erst seit zwei oder drei Jahrzehnten erschlossenen Bergländern am Fuße des schneebedeckten Ruwenzori.

Album für Hausmusik.

Auswahl klassischer Werke

bearbeitet von

Fr. Großjohann.

a) für Streichorchester und Klavier (4händig).
b) für Violine und Klavier (4händig).
c) für 2 Violinen und Klavier (4händig).
d) für Violine, Violoncello und Klavier (4händ.).
e) für 2 Violinen, Violoncello u. Klavier (4händ.).

Nr 1. Menuett a. d. Es-dur-Symphonie von **W. A. Mozart** . . . 1,50
„ 2. Allegretto u. Menuett a. d. Militär-Symphonie von **J. Haydn** . . 3,—
„ 3. Ouvertüre zur Oper „Figaros Hochzeit" von **W. A. Mozart** . . 2,50
„ 4. Andante aus d. tragischen Symphonie von **Franz Schubert** . . 2,50
„ 5. Introduktion aus d. Oper „Freischütz" von **C. M. von Weber** . . 1,50
„ 6. Ouv. „Prometheus" v. **L. v. Beethoven** 2,50

Die angeführten Preise gelten für Ausgabe e.
Extrastimmen kosten je 40 Pf. netto.

Verlag von **Louis Oertel** in **Hannover.**

Verlag von **J. F. Steinkopf in Stuttgart,** Marienstraße 11.

Der christliche Ehestand

von Prälat Dr. **G. Weitbrecht** in Stuttgart.

2. Auflage, 1909. Fein gebunden 5 Mark, mit Goldschnitt Mk. 5,60.

Drei Urteile:

„Das Buch kann vielen Eheleuten ein wertvoller Wegzeiger zum Glück werden."
„Wie reich das arme Leben werden kann, wie schön verklärt die Ehegemeinschaft sich darstellt, ist hier mit einfachen und warmen Worten gar innig und sinnig vorgeführt."
„In ansprechendster Form geschrieben und aus der Tiefe der Erfahrung genommen, bietet sich hier bei Beleuchtung des ehelichen Zusammenlebens nach den verschiedensten Seiten hin eine schier unerschöpfliche Fundgrube beherzigenswerter Wahrheit und befolgenswerter Lebensweisheit."

Bilderbuch zum heiligen Vaterunser.

Neun Erzählungen von Nic. Fries.

16. Auflage. Gebunden 4 Mark.

Die hier gebotenen köstlichen Erzählungen zum heil. Vaterunser haben sich einen weitausgedehnten Freundeskreis erobert, der sich fast täglich erweitert. Allerdings gehören sie auch zu den bis jetzt unerreichten Stücken der christlichen Volksliteratur, voll kerniger Kraft, doch gemütvoll, tief ernst, doch warm und sinnig.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Soeben ist neu erschienen:

Wie ich die Herero lieben lernte.

Von Hedwig Irle.

Mit 10 Illustrationen. Preis 2 M., geb. 2,50 M.

Die schlichten, anschaulich nach dem Leben gezeichneten Bilder sprechen für sich selbst. Sie sind im hohem Maße geeignet, lebendiges Missionsinteresse zu wecken und zu pflegen. Das Büchlein eignet sich nicht nur zum Vorlesen in Missionsvereinen, sondern wird auch weiteren Kreisen, die für unser deutsches Südwestafrika ein Herz haben, willkommene Anregung bieten.

R. Mühlmanns Verlag (Max Grosse) in Halle a. S.

Gute neue und altbewährte Bücher.

Neu! Herm. Oeser,

Zweisimmen.

Novellen und Skizzen.

1909. Geschenkband M. 3.—.

Ein Buch für besinnliche Leser, das man nicht flüchtig durchblättern oder durchfliegen darf, weil jeder Satz von reifem Nachdenken, feiner Beobachtung u. gründlicher Kenntnis der Menschen und des Menschenherzens zeugt. Die Novellen sind von einem Manne geschrieben, der mitten im geräuschvollen Leben die gesuchte Ruhe gefunden hat; sie verlangen auch Leser, die demselben Ziele nachstreben und auch ein feines psychologisch-praktisches Verständnis haben.

Neu! Fritz Anders, Neu!

Das Duett in As-dur

und anderes. Novellen u. Skizzen.

3. Auflage. 1908. Geschenkband Mark 5.—.

„Das Pfarrerblatt": Fritz Anders ist mir bekannt geworden durch seine „Skizzen aus dem heutigen Volksleben"; dann aber auch durch seinen Roman „Doktor Dutzmüller und sein Freund". In den jetzt vorliegenden fünf Novellen und Skizzen bewährt er seine bekannte Meisterschaft in der feinen Zeichnung der Charaktere, namentlich ihrer schwachen Seiten. Hierfür hat er einen besonderen Blick, er zeichnet sie meist mit photograph. Treue. Fröhliches Lachen dankt ihm. — „Schles. Zeitung": Ein echter erquicklicher Humor, der das Herz warm macht. Man muß an diesen Sachen seine helle Freude haben.

Hin und Zurück.

Roman aus den Papieren eines Arztes.

8. Aufl. 1908. Geschenkband Mk. 5.—.

Durch seine Gediegenheit hat sich das Werk im Fluge einen großen Leserkreis geschaffen. Man kann nur sagen: Nimm und lies, gib es auch in die Hände deiner Söhne und Töchter. Es ist eine außerordentlich spannende, geist- und gemütvoll geschriebene Erzählung, die den Leser so leicht nicht losläßt. — „Glauben u. Wissen": Ein apologetischer Roman! Keine alltägliche Bekehrungsgeschichte, sondern eine feine psychologische Entwicklung.

Von dem Verf. von „Hin und Zurück" erschienen ferner:

Schild und Pfeil. Mit einem Vorwort von D. E. Frommel u. einem Nachwort von D. O. Funcke 4. Aufl. 1905. M. 3.—, Geschenkbd. M. 4.—.

Blicke in Herz und Welt. 2. Aufl. M. 3.—, Geschenkbd. M. 4.20.

Allerhand. (Sammlung köstl., gemütvoller Erz., an d. sinnige Leser Freude haben.) M. 2.70, gb. 3.50.

F. Sommer:

Ernst Reiland. Roman. 3. Aufl. Geschenkbd. M. 5.—.

In der Waldmühle. Roman. 3. Aufl. Geschenkbd. M. 3.—.

Am Abend. Roman. 2. Aufl. Geschenkbd. M. 4.—.

Hans Ulrich. Der Narr zum Briege. 2 histor. Novellen Geschenkbd. M. 3.50.

„Tägliche Rundschau": Herzstärkende Bücher.
„Schlesische Zeitung": Gehaltvolle Bücher.

Neue Christoterpe

1909.

Herausgegeben von

Prof. Adolf Bartels

und

P. Dr. O. Frommel.

Geschenkband M. 4.—,
mit Goldschn. M. 4.50.

Das altbewährte Jahrbuch bringt auch diesmal wieder einen reichen und gediegenen Inhalt, aus dem die Herausgeber ein harmonisches Ganzes geschaffen haben. Alles ist durchweht von edlem, christlichem Geiste und so an erster Stelle geeignet, eine nie veraltende **Zierde der Hausbibliothek** und ein **vornehmes Geschenkwerk** zu bieten.

Neu! Wilh. Baur, Neu!

weil. Generalsuperintendent.

Christliche Männer und Frauen

aus alter u. neuer Zeit.

2. Aufl. Geschenkband M. 7.—.

„Süddeutsche Reichspost":

Eine Reihe frisch und unterhaltend, herzlich und anziehend geschriebener Lebens- und Charakterschilderungen. Ein edles Familienbuch, das herzlich empfohlen wird. S. 1.